

Landungsbrücken

Holger Johannes Warschcow

Landungsbrücken

Kurzgeschichten



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über dnb.dnb.de abrufbar.

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen
insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß §44b
UrhG („Text und Data Mining“) zu gewinnen, ist untersagt.

© 2026 Holger Johannes Warschkow

www.wörterleuchten.net

Layout und Satz: Holger Johannes Warschkow

Buchcover-Hintergrundgrafik: [shah_6692](https://www.pixabay.com/users/shah_6692/), [pixabay.com](https://www.pixabay.com)

Grafikbearbeitung: Holger Johannes Warschkow

Verlag: BoD · Books on Demand GmbH,

Überseering 33, 22297 Hamburg, bod@bod.de

Druck: Libri Plureos GmbH, Friedensallee 273, 22763 Hamburg

ISBN: 978-3-6957-3223-4

Als Hardcover und als E-Book erhältlich.

Inhalt

Blue Monday	[Hamburg]	7
Über Winter	[Fehmarn]	11
Bergstraße	[Kiel]	19
Kugelbake	[Cuxhaven]	31
A Love Supreme	[Hamburg]	31
Irrsterne	[Rostock]	31
Wenn der Regen warm wird	[Oldenburg]	31
Hamme	[Worpswede]	31
Wege	[Lübeck/Fehmarn]	31
Tagesmitte	[Darß]	31
Der Zettel *	[Hamburg]	31
Hafengeflüster	[Rostock]	31
Börteboot	[Helgoland]	31
Zusammen	[Hamburg]	31
Eichhörnchenfurt	[Eckernförde]	31

Blue Monday

Ich schlenderte durch die Gassen, die Nacht war nicht mehr gewillt zu bleiben, der Tag noch nicht bereit zum Erwachen. Feuchte Kristalle rieben sich in meiner Lunge, um sich sodann als warmer Dunst wieder hinauszudrängen. Gib acht(!), sprach eine Stimme in mir, denn Schritte waren zu hören. Gib acht und höre! Hören, statt reden, das hatte ich doch schon die ganze Nacht getan. In der *Freiheit* 36, die wie immer sonntags ihr Konzept mit *Sunday Bloody Sunday* betitelte und gebeutelten Gemütern eine Herberge bot. Verlorene Wesen, die am Wochenende nirgends gestrandet sind. Die nirgendwo ankommen. Meine Gedanken kreisten in der Frühe der erwachenden Woche. *Sunday Bloody Sunday*, welch bittere Ironie: der Titel dieser irischen Rockband als Zustandsbeschreibung der Seele.

Die Schritte wurden lauter. Klacks, klacks, klacks. *How long, how long must we sing this song?* I don't know. Woher sollte ich das denn wissen? Ich, der ungezählte Male in der Morgendämmerung diesen Weg dahinschlich. Klacks, klacks ... Klicks. Ein Ausfallschritt. Ich drehte mich um und sah einen purpurfarbenen Rock, der unter einem langen schwarzen Mantel zum Vorschein kam, und der das Einzige war, das in dieser Straße leuchtete. Darin

sah ich sie. Ich blieb wie gefesselt stehen. Sie kam näher, kramte dabei in ihrer Handtasche und hob schließlich ihren Blick.

»Moin. Haste mal Feuer?«

Ich hatte.

»Du bist doch der Typ aus'm Club.«

»Welcher Typ?«

»Na, der, der den ganzen Abend am Tresen saß.«

»Möglich.«, sagte ich vorsichtig.

»Haste Lust, 'n Stück zu gehen?«

»Wohin?«

»Zum Hafen.« Sie steckte sich die Zigarette an und mein Feuerzeug ein. Dann nahm sie einen tiefen Zug.

Eigentlich wollte ich nach Hause. Doch jetzt gingen wir schweigend nebeneinander. Zum Hafen also. Erstes Gekreis von Seevögeln war aus der Ferne zu vernehmen.

»Wohnst du hier in der Nähe?«

»Ein paar Straßen weiter.« Ich tat betont gelangweilt.

Nach einer Weile begann sie ein Lied vor sich her zu summen. Es kam mir bekannt vor, ich konnte es aber nicht zuordnen. Oder doch? Hatte ich es nicht im Club gehört? In der letzten Nacht, die sich nun langsam verabschiedete, denn die Zeit zog bereits, wenn auch behutsam, ihr schwarzes Kleid aus. Vergangene Nacht. Vergangen, die Nacht. Mir dämmerte, sie in jener bei diesem Lied tanzen gesehen zu haben. Verträumt, geführt vom Rhythmus, ver-

loren im Licht des Stroboskops, das die tanzende Schar vereinnahmte und dabei die Gesichter scharf nachzeichnete.

Das Gekreisch des Himmels wurde lauter. In der Ferne brannte er purpur. Und er spiegelte sich in dem Fluss, den wir schließlich erreichten. Wortlos setzten wir uns auf eine Holzpalette, die auf Geröll am Ufer lag, und starrten auf das Wasser, dann in die Ferne. Rechts die Lichter der Köhlbrandbrücke, links die der Landungsbrücken. Wir starrten. Starrten, bis das Purpur zu Rot, das Rot zu Orange, das Orange zu Gelb wurde. Irgendwann griff sie erneut in ihre Handtasche, tastete nach einer weiteren Zigarette und zerknüllte mit festem Druck die jetzt leere Schachtel. Welch schöne Hände sie hatte. Das Feuerzeug warf eine dünne, spitze Flamme. Dann hielt sie es in meine Richtung. Ich blickte kurz auf und schüttelte den Kopf. Sie steckte es wieder ein. Erneut sumnte sie die Melodie, nahm einen tiefen Zug und blies lange und strömend aus.

»*Blue Monday*.« Sie spähte wieder auf das Wasser, in die Ferne.

»Was?«, fragte ich und warf ihr einen entgeisterten Blick zu.

»*Blue Monday*«, sagte sie erneut und wandte sich nun zu mir. »Wie das Lied, so der Tag.«

– Das Geräusch eines Busses drang in den Morgen. Er schien direkt auf uns zuzukommen, fuhr jedoch langsam in eine kleine Haltebucht hinter uns ein.

Sie stand auf. »Na dann, ich muss.«

Ich erhob mich ebenfalls und schaute ihr nach. Tonlos. Stumm wie ein Fisch. Kurz bevor sie die Tür des Busses erreichte, brachte ich es dann doch über die Lippen:

»Sehen wir uns wieder? Also ... irgendwie?«

Sie drehte sich um, schaute in meine Richtung und schnippte die Kippe mit einer graziösen Handbewegung fort. Ich sah ein Schulterzucken und empfing einen Blick, der sich schmerzhaft in meinen bohrte. War da auch ein Lächeln in ihrem Gesicht? Vielleicht. Möglich. Vielleicht bildete ich es mir auch nur ein. Für einen Moment jedoch schien die Zeit stillzustehen. Dann stieg sie ein.

Über Winter

Verdammte Neugier. Das Gedankenkarussell dreht sich, immer und immer wieder, er findet keine Lösung. Verdammte Neugier, warum konnte er nicht widerstehen? Wieder stehen – ist zwar nun möglich, der fahle Lichtschein, der bis vor Kurzem noch ein leichtes Schimmern in den Raum warf, gibt sich jedoch längst gänzlich dem Abschied preis. Seit ein paar Minuten nichts, nichts als faule Finsternis. Unter den Füßen wird es moosig und mit jedem weiteren Schritt feuchter. Wie ein Schwamm saugen sich die Sandalen fest. Er dreht sich um, versucht, so etwas wie eine Hundertachtziggradwende zu erreichen, und ertastet mit ausgestreckten Händen nach nur zwei Schritten kaltes Gestein. Jetzt. Direkt vor ihm. Ein Schwall von Modrigkeit fährt in die Nase. Ihm wird übel. Es beißt förmlich. Der Kopf glüht wie ein Hochofen und Rachen, Speise- und Luftröhre sind eine einzige Pipeline voll abgestandenem Öl und Dreck und Seetang, der tote Fische in sich vergraben hat. Angewidert dreht er seinen Kopf leicht nach rechts und holt den Körper nach, keine neunzig Grad, höchstens gefühlte dreißig. Das macht keinen Sinn, doch irgendetwas lockt in jene Richtung. Ein Gespür, eine Ahnung, die jedwede Erklärung schuldig bleibt, denn der verfaulte

Geruch schwirrt weiter um den Kopf, während er mit der linken Hand die glibberig, glitschige Wand entlangtastet. Seetang, es ist immer wie Seetang. Soll ja Leute geben, die sowas essen. Er schnappt nach Luft. Jetzt bloß nicht wahnsinnig werden. Vorsichtig tapst er weiter. Wenigstens die Bewegungen bleiben treu. Der Widerstand kommt von innen. Versuche, sich abzulenken, Ringen nach Worten, als könnte die schnürende Furcht damit bezwungen werden. Plötzlich löst sich das weiche, lettige unter den Sohlen in rollendes Knistern auf. Zarter Staub dringt bei jedem nun größer werdenden Schritt zwischen die Zehen. Dann, zwei, drei abgrundtiefe Atemzüge später, unmöglich ruhend, schräg vor ihm – ein kleines, zerbrechliches Licht, das schwarzes Gestein in ein herrlich grauschimmerndes Stück Fels verwandelt. Das Winseln des Sturmes dringt hinein. Regen peitscht in die Öffnung. Geschafft.

Geräusche von Landmaschinen dringen durch das angekippte Fenster hinein. Jochen erwacht schweißgebadet, fühlt sich wie gerädert. Er streift sich die klamme Bettdecke vom Leib und rafft sich pfleglich auf. Als er die Rollos nach oben zieht, blickt ihn ein trüber Morgen an. Novembergrau. Ende Oktober. Sylvia hatte recht, auch wenn er dies ungern zugibt. »Ich kann die Dystopie, die sich hier langsam, aber mit Bestimmtheit nach jedem Sommer einschleicht, nicht mehr ertragen. Der Winter kommt direkt nach dem Sommer und das Überwintern hier macht mich

fertig, ist meiner Natur zuwider. Etwas in mir sträubt sich. Verstehst du das?« Vier Wochen später war sie weg. Das ist jetzt fünf Sommer her. Es war vorhersehbar – für seine Freunde vor Ort und für seine Verwandten auf dem Festland in Heiligenhafen sowieso.

»Eine Frau holt man sich nicht auf die Insel, für eine Frau geht man *von* der Insel.« Er hat die Worte von Robert noch im Ohr.

Der Vater bot die alternative Antwort: »Seine Frau sucht man sich *auf* der Insel. Punkt.«

Gewiss, als Vater und Moder noch lebten und vor allem jung waren, war die Welt noch eine andere, die Insel erst recht. Eine andere Inselwelt. Aber auf dem heimischen Eiland eine Partnerin zu suchen, wäre möglicherweise wirklich die bessere Wahl gewesen, denn Jochen wollte hier nie weg. Auf keinen Fall. Pastor Brinkmann hat mal gesagt, sein Vorname passe zu ihm wie der Topf auf den Deckel. *Gott verleiht Beständigkeit*. Von Gott wusste Jochen zu wenig. Das mit der Beständigkeit muss er aber wohl unterschreiben.

Jochen schlurft in die Küche und dort über den abgewetzten alten bunten Kachelboden, auf dem immer noch die Bauernmöbel von der Urgroßmutter, die er nie kennengelernt hat, fest und unverrückt stehen. Auf dem Esstisch steht das Geschirr von gestern Abend. Eigentlich wollte er über Winter nicht wieder in diese Trägheit verfallen.

Doch sobald die Nachsaison vorbei ist, kommen die alten Gewohnheiten hervor.

Im Sommer ist das anders. Obwohl die Gäste nie sein Refugium betreten, hält er über die ganze Saison stets das komplette Haus in Ordnung. Letzte Woche waren Lehmanns aus Goslar nochmal da. Zu viert plus Hund. Seit mehr als zehn Jahren reisen sie im Oktober an. Auch weil Hunde bei Jochen willkommen sind. Kommen aber wohl nicht mehr lange zu viert, denkt Jochen, die Kinder werden flügge.

Draußen droht ein Sturm aufzuziehen, wobei *Sturm ist erst, wenn die Schafe keine Locken mehr haben*. Egal, ob die Gäste sie schon kennen oder nicht: Die Sprüche sind gratis und meistens erntet er ein Lächeln, im besten Fall ein herzhaftes Lachen. Es regnet weiterhin stur vor sich hin. Das hört heute nicht mehr auf. Perfektes Wetter für die Steilküste im Süden oder den Grünen Brink im Norden. Heute wird es überall leer sein. Menschenleer. Der Teekessel pfeift. Als er das Wasser aufgießt, fällt sein Blick auf das Tageblatt von gestern. Neue Seevögelbeobachtungen. Ein üblicher Bericht des *NABU* zur aktuellen Statistik. Er nimmt dies zum Entscheidungskriterium und wird sich nach dem Frühstück auf den Weg machen. Bei der Windstärke werden die Küstenvögel an Land kommen. Gelegenheit, sie mal wieder aus der Nähe zu sehen, sofern man weiß, wo sie sich aufhalten. Jochen weiß es.

Der Pick-up rollt aus der breiten Scheune, die einst Pferdewagen und Pflüge beherbergte, und biegt langsam auf die Dorfstraße. Ein Fernglas baumelt um seinen Hals, die Thermoskanne mit frisch aufgebrühtem Tee ragt aus dem Rucksack, der im rechten Fußraum ruht. Auf dem Beifahrersitz liegen ein gelber Friesennerz und noch ein weiteres Fernglas. Man weiß ja nie. Die Scheibenwischer geben ihr Bestes, und ihr Bestes ist noch mehr als ausreichend. Sie machen ihre Arbeit gut. Überlebenswichtig, vor allem über Winter. Erst Bisdorf, dann Gammendorf. Zwanzig Minuten für gute elf Kilometer bis zum Parkplatz des Naturschutzgebietes. Auf der Insel ticken die Uhren anders. Zu jeder Jahreszeit. Die regennasse Fahrbahn zwingt ihn, die scharfe Linkskurve weg vom Krummensiek bedächtig und langsam zu nehmen. Noch bevor er im Krögenweg wieder hochschalten will, sieht er in einigen Metern Entfernung etwas Braunweißes am Straßenrand liegen. Jochen legt instinktiv den Knüppel in den Leerlauf und lässt den Wagen ausrollen. Er steigt aus und sieht einen kleinen Vierbeiner, der sich sofort aufrichtet und langsam humpelnd fortbewegt. Jochen geht näher heran. Der Mischlingshund zieht das rechte Hinterbein hinterher und schaut ihn dabei winselnd an. Blut ist nirgendwo zu sehen. *Wat mutt, dat mutt*, grummelt Jochen, trabt zurück und holt die ledernen Arbeitshandschuhe von der Ladefläche seines Hilux.

Das nasse Fell ist komplett zerzaust, es riecht wie feuchtgewordener Waldboden. Der Vierbeiner zittert, wehrt sich nicht, als Jochen seine Arme unter den kleinen Körper schiebt und ihn vorsichtig hochhebt. Bereits wenige Augenblicke später befindet sich der Pick-up auf dem Weg zur Praxis.

»Es ist zum Glück nur eine leichte Verstauchung.« Julia schaut Jochen zufrieden an. »Eine schwere Verstauchung ist nicht selten noch schlimmer als ein Bruch, insofern hat unsere kleine Freundin hier noch Glück gehabt.« Sie nimmt das Handy und ruft Dorfsheriff Heini an, »... gefunden worden ... weder Halsband, noch Chip, noch Tätowierung.« Sie gibt alle wichtigen Angaben durch und Jochen seufzt sichtbar erleichtert, ist froh, dass er das nicht machen muss. Dann wählt sie die Nummer vom Tierheim, das einzige auf der Insel. Nach langem Klingeln ist endlich jemand dran. *Keine Chance, völlig überfüllt.* Über Winter sieht es ohnehin immer schlecht aus. Die Post-Corona-Zeit lässt auch die Heime wieder füllen.

Julia schaut fest in Jochens Augen. »Tja Jochen, wie wär's denn mit einer vorübergehenden Bleibe bei dir?«

»Bei mir?« Jochen stammelt. »Du weißt doch ... ich habe eine Pension.«

»Eben.« Pause. »Und soweit ich weiß, sind Hunde bei dir willkommen.«

»Schon, aber ...«

»Nichts aber. So wie ich die Sache sehe, habt ihr euch eh längst angefreundet.«

Erst jetzt merkt Jochen, dass er den Vierbeiner immer noch sanft streichelnd auf dem Tisch hält, obwohl die Untersuchung längst abgeschlossen ist.

Julia schaut zu Jochen, dann zu der Hündin, dann wieder zu Jochen und greift in das Regal hinter dem Tisch. »Ich lege vorsichtshalber noch eine Schiene an und du behandelst das Bein mit diesem Gel. In drei Tagen sehen wir uns wieder. Sollte er, ich meine *sie*, rumzicken und es Stress geben, kannst du natürlich auch vorher vorbeikommen.«

»Und ... und was ist mit dem behördlichen Tüdelkram? Nu denn ... ich meine, ich kann ihn doch nicht einfach mitnehmen.«

»Das Tierheim ist informiert und die Polizei auch. Ich kläre das auch mit Heini ab, dass du sie jetzt erstmal in Obhut genommen hast. Auf der Insel sind die Wege kurz.« Sie grinst.

Ja, auf der Insel sind die Wege kurz. Und noch ehe er sichs versieht, holt Julia auch schon ein altes, aber noch ganz passabel aussehendes Hundekörbchen aus einem ihrer Lagerschränke und bringt es zum Pick-up. Jochen tritt mit dem Hund auf dem Arm hinter ihr her. Sie platziert das Körbchen auf der Rückbank. Sekunden später verschwindet der Vierbeiner darin.

»Dann mal los. Ich hab' noch zu tun. Und fahre schön vorsichtig, sie ist ja nicht angeschnallt.« Julia

winkt, etwas heftiger als nötig, während er vom Hof fährt.

Zuhause angekommen, trägt Jochen das Körbchen samt Geschöpf ins Haus. Die Hündin blinzelt ihn vertrauensvoll an, ihr scheint dieser Service zu gefallen. Jochen stellt sie in das Gästezimmer im Erdgeschoss und geht in den Keller. Endlich zahlt sich die Vergesslichkeit der Feriengäste aus: In einem Regal lagern vier Dosen Hundefutter. Als Jochen eine davon auf einen alten Teller auskratzt und diesen auf den Boden stellt, macht sich die Hündin sofort daran, den Inhalt zu verschlingen.

»Na, denn man tau«, sagt Jochen. »Was das wohl wird?!« Er hätt' jetzt gern ein Bier und sinniert. Von außen hat der Regen schmierige Schlieren an den Fensterscheiben hinterlassen. Der befürchtete Sturm ist nicht eingetreten. Aus den Wolken braust es weiter unermüdlich. Aber *Regen ist erst, wenn die Heringe auf Augenhöhe vorbeischwimmen*. Alles gut, denkt Jochen. Wird schon. Aus dem Korb flüstert ein kleines Fiepsen. Jochen schaut nach unten: Hunde, die träumen. Jo. Er seufzt und ein wenig steigt der Wunsch in ihm auf, der neue Gast würde länger bleiben. Zumindest überwintern. Draußen legt der Regen nochmal richtig los. Es prasselt auf das Glas und die Regenrinne läuft über.

Das hört heute nicht mehr auf.

Bergstraße

»Ich kann nicht glauben, dass du immer noch hier lebst.«

»Warum nicht?« Katja zuckte mit den Schultern.
»Im Gegensatz zu dir habe ich mich hier immer wohl gefühlt.«

Das stimmt, dachte Kai. *Ganz im Gegensatz zu ihm.* Auch das stimmt. Bereits als er aus dem Zug stieg und seine Füße auf den Boden dieser Stadt setzte, wäre er am liebsten wieder umgedreht. Dieser Kopfbahnhof, der schon damals mit seinen langweiligen Imbissbuden ein wenig nach traurigem Ende von was auch immer aussah, ließ den Gedanken in ihm aufkommen, sich gleich wieder in dieselbe Regionalbahn zurück nach Hamburg zu begeben. Dabei wollte er dieser Stadt doch mit Offenheit begegnen, das Vergangene ruhen lassen und stattdessen diesem Ort zumindest für einen Tag eine Chance geben. Doch es wurde auch nicht besser, als er das Bahnhofsgebäude verließ und die Innenstadt ansteuerte. Eine graue Beklommenheit nahm ihm die Luft, die doch so klar von der Förde zog. Dazu leuchtete ein blauer Himmel mit fast schon kitschigen Schäfchenwolken an diesem Frühsommertag. Es war ein ganz anderes Bild als das, was ihn die meiste Zeit des Jahres begleitete,

damals, als er hier lebte. *Von O bis O, die ewig graue Suppe am Himmel.* So lag es in seiner Erinnerung verankert. In den sechs Jahren, die er hier verbrachte. Ja, von Oktober bis Ostern der schwere Himmel. Nicht einmal Vitamin-D-Pillen hätten dagegen etwas bewirken können.

»Allerdings, da hast du mal recht«, entgegnete er.

»Oh, ›da hast du mal recht‹. Dass ich das noch mal aus deinem Mund höre ...«

Katjas schnippische Art brachte Kai schon immer in Verlegenheit. Einerseits hatte es ihn bereits früher genervt. Andererseits hatte die nordische Kühnheit, mit der sie diese Angewohnheit herüberbrachte, auch immer etwas Reizendes, Geheimnisvolles.

»Reizend«, sagte Kai.

»Was treibt dich hierher?«, fragte Katja beiläufig und nahm die Kaffeekarte vom Tisch, um darin zu blättern.

»Du hast mich hierher eingeladen. Schon vergessen?« Kai nahm ebenfalls die Karte in die Hand.

»Na, wenn du schon in deinen Status setzt, dass du für ein paar Tage hier oben auf einen Kongress bist, dann sollte dir die eine Stunde Zugfahrt wohl nicht zu viel sein. Apropos, was führt dich eigentlich auf einen Kongress?«

Wie Katja das Wort ›Kongress‹ betonte. Kai hob die ...